

Karl Enenkel

Identitätskonstituierungen in der humanistischen Autobiographik des 14.–16. Jahrhunderts

Im Zeitraum vom 14.–16. Jahrhundert gab es für Textverfasser keine eo ipso gegebene Berechtigung, als Autor auftreten zu dürfen und gehört zu werden. Literatur und Wissenschaft funktionierten in einem komplexen, mit einem umfänglichen Regelwerk ausgestatteten Beziehungsgewebe, das sich eher ‚Eindringlingen‘ in den Weg stellte als Neulinge zur Rede einlud. Auch war die ‚Urheberschaft‘ von Neuem und ‚Originellem‘ (in Bezug auf Inhalt, Form, Stil usw.) kein Universalschlüssel, der einem Verfasser das Tor zum Publikum im Handumdrehen aufschloss. Wenn man sich Zugang verschaffen wollte, waren andersartige Mittel erforderlich, zuvorderst verschiedene Arten von Nachweisen, mit denen man sich als Autor legitimieren musste.¹

Schon aus diesen Rahmenbedingungen folgt, dass man für die frühe Neuzeit kaum von einem empathischen, von gesteigertem Selbstvertrauen gespeisten Autorbegriff ausgehen dürfen, wie zuweilen behauptet wird.² Insbesondere deutet die Zunahme von Paratexten im 14.–16. Jahrhundert in Umfang, Anzahl, Reichweite und Variation darauf hin, dass vielmehr von einem sehr ausgeprägten, gegenüber vorhergehenden Perioden gesteigerten Autorisierungsbedürfnis die Rede ist; dass die Durchsetzung des Autorschaftsanspruchs durch Selbst- und Fremddarstellungen eine nahezu unverzichtbare Sache war, die es erforderlich machte, auf sie Sorgfalt und Kreativität zu verwenden.³

Nicht wenige humanistische Autobiographien sind gerade im Hinblick auf diese Aufgabe konzipiert worden. Auffällig oft kommt es vor, dass sie nicht den Status eines selbständigen Werkes besitzen. Z. B. sind Petrarcas Autobiographie «Epistola Posteritati» als Textbeigabe zu seinem Briefcorpus «Rerum senilum libri» (ca. 1370), Eobanus Hessus' Heroinnenautobiographie als Bestandteil zu seinen «Heroides Christianae» (ca. 1515), Jacopo Sannazaros Autobiographie als Teil seiner Elegiensammlung (ca. 1527), Giannantonio Campanos (Mitte des 15. Jahrhunderts), Joannes Fabricius' und Jacques de Sluperes (beide 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts) Autobiographien als Bestandteile jeweils von Gedichtsammlungen, Joseph Scaligers Autobiographie als Abschnitt seiner Familien-Genealogie und Justus Lipsius' Autobiographie als

¹ Zu dieser Thematik vgl. die Monographie des Verfassers: Die Stiftung von Autorschaft in der neulateinischen Literatur (ca. 1350–ca. 1650). Zur autorisierenden und wissensvermittelnden Funktion von Widmungen, Vorworttexten, Autorprofäts und Dedikationsbildern. Leiden/Boston 2015 (Mittelalterliche Studien und Texte. Band 48), insbes. S. 1–53 (50–51).

² Z. B. KEVIN DUNN: *Pretexts of Authority. The Rhetoric of Authorship in the Renaissance* Preface. Stanford, California 1994.

³ Vgl. DUNN: *Pretexts* (wie Anm. 2), S. 52f.

Bestandteil seiner gedruckten Briefsammlung (ca. 1600) konzipiert worden. Einige Autobiographien besitzen formal den Status von Paratexten, andere sprengen diese Kategorisierung, indem sie, Text und Paratext in einem, einerseits einen vom Autor verfassten literarischen Text darstellen, andererseits Autorschaftsnachweise darbieten, den Autoren also Zugangspässe zur *Respublica litteraria* ausstellen.

In meinem Beitrag beziehe ich mich selbstverständlich auf mein Buch «Die Erfindung des Menschen. Die Autobiographik des frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarca bis Lipsius».⁴ Wenn an dieser Stelle jedoch der Begriff der personalen Identität den zentralen Diskussionsgegenstand bilden soll, so geschieht das im Hinblick auf diese Tagung, nicht, weil er auch in besagtem Buch die Hauptrolle spielen würde. Bei den Vorbereitungen zu diesem suggerierten manche Kollegen, dass man es am besten als Analyse der Entwicklung eines distinkten, frühneuzeitlichen Individualitätsbegriffes, auf der Grundlage der Hermeneutik, manche, dass man es als Beitrag zu dem damals stark im Aufwind befindlichen historischen Studium der sogenannten Ego-Dokumente anlegen solle. Der riesige Umfang des Materials bewirkte, dass es mich einige Zeit kostete, zum Schluss zu kommen, dass diese Herangehensweisen letztlich unbefriedigend blieben, da sie an wesentlichen Aspekten des humanistischen autobiographischen Schreibens vorbeiführten.⁵

Denn im Zuge der Einzelanalysen stellte sich immer mehr heraus, dass die humanistischen autobiographischen Texte im Grunde keine mehr oder weniger subjektiven, jedoch im Grunde authentischen und wirklichkeitsnahen Festlegungen von Ich-Zuständen und Erlebnissen darbieten; dass weder das realistische ‚Abbildern‘ subjektiver Lebenswirklichkeiten noch die archivarische, verifizierbare Dokumentierung biographischer Fakten wesentliche Strategien der humanistischen Autobiographik bilden. Außerdem brachte jeder Versuch, eine in irgendeiner Weise homogene Textgattung ‚humanistische Autobiographie‘ zu definieren, jeweils mehr Probleme mit sich, als er löste. Die Konstatierung, dass weder eine einzige Gattung noch ein einziger, klar umrissener autobiographischer Diskurs vorliegt, sondern eine Vielzahl von Diskurs- und Gattungseinschreibungen, ist für das Verständnis der neulateinischen Autobiographik von grundlegender Bedeutung. Die Strategien der Selbstdarstellung, die dingfest gemacht werden konnten, hängen damit zusammen.

Weiterhin wurde im Verlauf der Studien zunehmend klar, dass den humanistischen Autobiographien – anders als in der traditionellen geisteswissenschaftlichen Renaissanceforschung meist angenommen wurde – weder der Wunsch nach einer empathischen Identitätsfestlegung noch die Konzeption eines klar definierbaren Individualitätsbegriffes zugrunde liegen. Die Analysen der Autobiographien etwa Francesco Petrarcas, Giovanni Conversinos, Giannantonio Campanos, Michael

⁴ KARL ENENKEL: Die Erfindung des Menschen. Die Autobiographik des frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarca bis Lipsius. Berlin/New York 2008.

⁵ Vgl. ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), Einleitung. Gegenstand und Methodik, S. 1–39.

Marules', Eobanus Hessus', Desiderius Erasmus', Sigmund von Herbersteins, Joannes Fabricius', Jacques de Sluperes, Joseph Scaligers und Justus Lipsius' ergaben, dass diese erstens keine festen personalen Identitäten beschreiben, zweitens keine personalen Identitäten abbilden, die sich in der realen Wirklichkeit außerhalb der Texte einwandfrei orten ließen.⁶ Es konnte gezeigt werden, dass die Verfasser vielmehr davon ausgingen, dass ihre Selbstentwürfe sowohl machbar als auch variabel, zudem heterogen und inkonsistent sein durften, und für den Fall, dass von mehreren Selbstentwürfen die Rede war, diese nicht unbedingt miteinander im Einklang zu sein brauchten. Einige der genannten Autoren haben in der Tat mehrere Selbstdarstellungen hinterlassen, Campano und Joannes Fabricius zwei, Erasmus wenigstens drei, Sigmund von Herberstein sogar vier oder fünf; bei Petrarca haben überhaupt die meisten lateinischen Werke eine autobiographische Ausrichtung.

Bei dem Zürcher Theologen Joannes Fabricius ergibt sich der interessante Fall, dass der Autor in ein und demselben Jahr (1565) zwei Autobiographien verfasst hat, eine in Prosa und eine in Versen.⁷ Das Individuum, das uns jeweils entgegentritt, ist auffällig divergent. Der Fabricius der Prosa-Autobiographie ist eine sehr selbstbewusste Person; er stellt sich als intelligent, rege, lernfähig, flexibel und ambitioniert dar. Er betont die Tatsache, dass er eine ausgezeichnete Ausbildung genoss, die ihre Früchte abgeworfen habe und weiter abwerfen werde. Er ist davon überzeugt, dass er von Gottes Gnade erleuchtet worden sei und dass ihn dieselbe auf seinem Lebensweg stets begleitet und gefördert habe. Weiter weiß er sich von einem starken Netzwerk von Personen und Institutionen unterstützt: von der Regierung der Stadt Zürich, von der Calvinistischen Kirche, von seiner Familie, ganz besonders von seinen Onkeln Leo Jud⁸ (Leo Keller, † 1542) und Johann Heinrich Winckeli, sowie von einigen bedeutenden zeitgenössischen Intellektuellen. Er stellt sich als erfolgreichen Familienvater dar, dem es gelungen sei, ein respektables und glückliches Familienleben zu führen, mit seinen geliebten Ehefrauen Katharina Stutz, der Tochter des Kaplans des Zürcher Münsters, und Agatha Collin, der Tochter des Patriziers und Humanisten Rudolph Collin. Mit Stolz blickt Fabricius auf seine Karriere als Priester, Lehrer und Rektor des Zürcher Münsters zurück.

Der Fabricius der Vers-Autobiographie ist von all dem das genaue Gegenteil. Ihm fehlt jegliches Selbstvertrauen. Schon im Knabenalter er habe er sein Zuhause

⁶ Vgl. ENENKEL: *Erfindung* (wie Anm 4), Kap. II, IV–VI, VIII f., XIV f., XVII, XIX–XXI, XXIV und XXVI.

⁷ ENENKEL: *Erfindung* (wie Anm. 4), S. 575–618; SIEGMAR DÖPP: *Ioannes Fabricius Montanus. Die beiden lateinischen Autobiographien*. Stuttgart 1998 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Geistes- und Sozialwissenschaftliche Klasse. Band 1998,8).

⁸ Zu Leo Jud vgl. den Artikel von PETER G. BIETENHOLZ: *Leo Jud*. In: *Contemporaries of Erasmus. A Biographical Register of the Renaissance and Reformation*. Hgg. von DEMS. und THOMAS B. DEUTSCHER, Bd. 2. Toronto u. a. 1986 (Collected Works of Erasmus. Supplement), S. 248–250; LEO WEISZ: *Leo Jud. Ulrich Zwinglis Kampfgenosse 1482–1542*. Zürich 1942 (Zwingli-Bücherei. Band 27); KARL-HEINZ WYSS: *Leo Jud. Seine Entwicklung zum Reformator 1519–1523*. Bern/Frankfurt a. M. 1976 (Europäische Hochschulschriften. Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften. Band 61).

verloren, seine Eltern und sein Vaterland (Elsass). Er stellt sich als einsam, isoliert und verzweifelt dar. Er darbe in einem Land, das ihm fremd sei (Schweiz), unterstützt von niemandem, völlig sich selbst überlassen. Das habe zu einem verwirrten und desolaten Seelenzustand geführt, der bewirkt habe, dass der Unterricht, den er genieße, keine Früchte abwerfe. Wegen Fabricius' Unfähigkeit, zu lernen, wurde sein Bildungsweg jäh abgebrochen. Aus diesem Grund bleibe ihm auch eine erfolgreiche Karriere versagt, müsse er fortan in Armut und Elend darben. Seine erste Ehe sei für ihn traumatisch gewesen, da seine Frau bald gestorben sei. Nicht weniger traumatisch sei seine zweite Ehe gewesen, da sie ihm zwar viele Kinder gebracht habe, diese jedoch eines nach dem anderen gestorben seien.

Die Personendarstellungen ein und desselben Mannes, verfasst in ein und demselben Jahr, sind so unterschiedlich, dass man zu Recht die Frage stellen könnte, ob wir überhaupt dasselbe Individuum vor uns haben. Klar ist auch, dass sich im Fall des Fabricius die Anwendung des Begriffs ‚personale Identität‘ sehr problematisch gestaltet. Was ist seine Identität? Gibt es überhaupt eine bestimmte Identität? Identifiziert er sich mit seinem Status als erfolgreicher Religionslehrer, Theologe und Familienvater oder betrachtet er sich als ein vom sozialen Leben ausgegliederter Sonderling und Verbannter? Weiß er sich von seinem Umfeld unterstützt oder nicht? Betrachtet er seine langjährige Wirkungsstätte Zürich als seine neue Heimat oder nicht?

Das Beispiel des Fabricius soll hier dazu dienen, den Begriff der personalen Identität zu problematisieren. Es zeigt zunächst, denke ich, dass der Begriff einer vorsichtigen und differenzierenden Herangehensweise bedarf. Wichtig ist zunächst einzukalkulieren, dass im humanistischen autobiographischen Schrifttum personale Identitäten keine feststehenden und im außertextlichen Bereich fest verankerten Tatsachen zu sein brauchen, und weiter, dass die frühneuzeitlichen Autobiographen es nicht als ihre Hauptaufgabe betrachteten, in den Texten ihre Identität durch Introspektion und psychologische Selbstanalyse zutage zu fördern. Es gibt eine Reihe von anderen Aufgaben, die urgenter sind. Man muss zwischen den verschiedenen Strategien differenzieren, die sich auf die jeweiligen Aufgaben beziehen. Die Notwendigkeit zur Differenzierung geht a fortiori aus der Tatsache hervor, dass sich die neulateinischen Autobiographen und ihre personalen Identitätsentwürfe durch einen ausgeprägten Konstruktcharakter auszeichnen; weiter aus der Beobachtung, dass die Autobiographen dabei einen ziemlich weiten Handlungsspielraum besaßen. Ich setze hier gleich hinzu, dass für die betreffenden personalen Identitätskonstrukte ihre literarische Verfasstheit, die jeweiligen literarischen Diskurse, in welche sie eingeschrieben wurden, und außerdem ihre rhetorisch-persuasive Ausrichtung grundlegend sind. Der humanistische Autobiograph beschreibt nicht auf möglichst objektive Weise eine bestimmte Identität oder einen bestimmten Zustand des Ichs, sondern er versucht mit seinen Selbstdarstellungen vor allem etwas zu bewirken, in concreto den Leser zu einer bestimmten Betrachtungs- oder Handlungsweise zu überreden. Es ist bemerkenswert, wie groß der autobiographische Handlungsspielraum war, ganz besonders,

wie weit sich die selbstkonstruierten personalen ‚Identitäten‘ von den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen realen Wirklichkeiten entfernen durften.

Etwa der von griechischen Eltern abstammende, jedoch als Autor nur in der lateinischen Sprache hervortretende Michael Marules konstruiert in seinem autobiographischen Gedicht, mit dem er seine Autorschaft begründet, seine personale Identität als nunmehr im Exil darbender Bürger und Patrizier Konstantinopels mit dem Namen *Michael Tarchaneiota Marullus Constantinopolitanus vir patricius*.⁹ Der grundlegende Baustein seiner Identität ist, dass er sich zum Zeitpunkt der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) dort aufgehalten hat, aus der Stadt vertrieben wurde und zur Abfassungszeit des Textes – nach einer abenteuerlichen Flucht durch weite Teile Asiens – unter einem barbarischen Herrscher des Ostens am Schwarzen Meer zähneknirschend diente. Er stellt sein Verhalten von 1453 in einem umfassenden Schuldbekennnis als moralische Fehlleistung dar, für die er nunmehr büßen müsse, und zwar, obwohl er damals wegen seiner Jugend noch nicht adäquat kämpfen konnte. Er hätte damals in seiner Vaterstadt den letzten Blutstropfen hingeben müssen. Alles wolle er nunmehr tun, um seine Schuld wieder gutzumachen. Als reumütiger Selbstmordkämpfer will er in der Schlacht den Tod finden, wie einst der Trojaner Euryalus – ein intertextuelles Fenster zu Vergil.¹⁰ Der eindringlichen Wirkung des mit pathetischer *indignatio*-Rede vorgetragenen Identitätskonstruktes vermag sich kaum ein Leser zu entziehen. Angesichts dieser Tatsache mag es dann schon überraschen, wenn man feststellt, dass Marules in Wirklichkeit, als Konstantinopel erobert wurde (1453), noch nicht einmal das Licht der Welt erblickt hatte, dass er seine ‚Vaterstadt‘ niemals betreten hatte, geschweige denn, dass er je Bürger dieser Stadt gewesen wäre. Besonders überrascht, dass er zur Abfassungszeit der Autobiographie weder auf der Flucht war noch sich im Orient aufhielt noch unter einem orientalischen Tyrannen darbt. Er verfasste die Autobiographie mehr als vierzig Jahre nach der Eroberung Konstantinopels

⁹ Vgl. ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 368–428 mit Textnachweisen. Für weiterführende Literatur sehe man ebd. S. 886–890. Die Selbstpräsentation unter diesem Namen fand in Marules' Buchpublikationen statt. Die hier zitierte Namensform taucht u. a. in der editio princeps der «Epigrammata», ohne Ort ohne Jahr [= Rom 1489] (HAIN, Nr. 10877) auf. In der Überschrift der «Hymni naturales» nennt sich Marules *Michael Tarchaniota Marullus Constantinopolitanus* (Florenz: Societas Colubris, 1497). Für die Frage des Namens vgl. ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 401–409. Das autobiographische Gedicht trägt den Titel «De exilio suo» und erschien als Nummer III,37 im Rahmen der vier Bücher der «Epigrammata». Für den lateinischen Text mit deutscher Übersetzung vgl. ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 368–371 und für den lateinischen Text Michael Marullus: Carmina. Hg. von ALESSANDRO PEROSA. Zürich 1951 (Thesaurus mundi. Band 3), S. 71–73 (nach MICHAEL MARULLUS: «Epigrammata», Florenz: Societas Colubris, 1497). Für eine Interpretation des Gedichtes als ‚Politik der lateinischen Subjektivität‘ vgl. YASMIN HASKELL: The «Tristia» of a Greek Refugee. Michael Marullus and the Politics of Latin Subjectivity after the Fall of Constantinople (1453). In: Proceedings of the Cambridge Philological Society 44 (1998) S. 110–136.

¹⁰ *animus lucis contemptor*, «Aeneis» IX,205 (zitiert nach: P. Vergilius Maro: Opera. Hg. von ROGER A. B. MYNORS. Oxford 1969 [Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis], S. 312); vgl. ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 379.

als erwachsener Mann und lateinischer Dichter in Norditalien (1497). Ebenso auffällig ist, dass er als Autor als ersten Familiennamen nicht jenen des Vaters (Marules), sondern der Mutter (Tarchaneiota/ Tarchaneiotos) angibt. Sogar der Familienname des Autors stellt sich somit als Konstrukt heraus. Der Grund ist, dass Marules seinen Vater als Feigling betrachtete und sich am liebsten mit dem Onkel mütterlicherseits, Michael Tarchaneiotos, identifizierte, der in Sparta gegen den Sultan den Heldentod gestorben war, wie einst der Spartanerkönig Leonidas im Kampf gegen die Perser. In seinem Gedichtband modelliert sich Marules eine Identität als antiker, spartanischer Kämpfer, der sich freiwillig in den Tod stürzt, zusammen, als ein Mann, dem das Leben nichts mehr gilt und für den Leichenhaufen, die auf dem Schlachtfeld verrotten, das höchste Ideal sind.¹¹ Die Toten sind für ihn die Auserkorenen, die in Erfüllung ihrer Pflicht sterben durften. Nur als Selbstmordkämpfer, meint Marules, verdiene er sich in Italien und in der lateinischen Sprache das Recht zur Autorrede. Mit diesem auffälligen, stark rhetorisch angelegten Zugangspass zur *Respublica litteraria* schützt sich Marules vor der moralischen Entautorisierung durch seine italienischen Gastherren, welche Griechen oft als Feiglinge und Parvenüs vorverurteilten.

Humanisten konstituierten, wie das selbstmörderische Spartanertum des Marules zeigt, ihre personalen Identitäten nicht selten durch harsche Diskontinuitätsansagen. Manche Humanisten präsentierten sich sogar ausgesprochen als ‚Unzeitgemäße‘, die sich mit ihrer Zeit und ihren Strukturen eben nicht identifizierten. Das fängt gleich mit Francesco Petrarca, dem Vater des Humanismus, an.¹² Er will nicht im Hier und Heute geboren sein. Er ist der Meinung, dass in seiner Zeit, im 14. Jahrhundert, alle wesentlichen Strukturen, die Identität vermitteln, aus den Fugen geraten waren, oder anders gesagt: dass die Identität der identitätsspendenden Instanzen selbst zu sinnlosem Bedeutungsschutt zerbröckelt war. Dieser Identitätsmangel durchzieht alle autobiographischen Schriften Petrarca's. Auffällig ist gleichwohl, dass er ihn in seiner Autobiographie «Epistola Posteritati» aufs engste mit seiner Antikenrezeption in Zusammenhang bringt:

Neben vielen anderen Gegenständen widmete ich mich vor allem der Altertumswissenschaft, da mich unser Zeitalter stets mit Abneigung erfüllte – so sehr, dass, wenn mich die Zuneigung zu den mir Teuren nicht zurückhalten würde, ich wünschen möchte, in einer beliebigen anderen Zeit geboren zu sein, nur nicht in unserer, und die unsere hier zu vergessen, indem ich versuche, mich im Geist immerzu in andere Zeitalter zu versetzen.

Incubui unice, inter multa, ad notitiam vetustatis, quoniam michi semper etas ista displicuit, ut, nisi me amor carorum in diversum traheret, qualibet etate natus esse semper optaverim et hanc oblivisci, nisus animo me aliis semper inserere. (Ep. Post. 9)¹³

¹¹ Vgl. ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 410–415.

¹² Vgl. ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 40–145 mit Text- und Literaturnachweisen; für weiterführende Literatur ebd. S. 865–871.

¹³ Vgl. KARL ENENKEL: A Critical Edition of Petrarch's «Epistola Posteritati» with an English Translation. In: *Modelling the Individual. Biography and Portrait in the Renaissance. With a Critical Edition of*

Diese Konstellation muss man stets berücksichtigen, wenn man humanistische Selbstentwürfe analysiert. In sie spielen stets, jedoch auf ganz unterschiedliche Weise, sowohl die literarischen und wissenschaftlichen Diskurse der Antike als auch ihre Materialbausteine, Daten und Fakten hinein. Sie erweisen sich als eine für vielerlei Zwecke hervorragend geeignete autobiographische Knetmasse, welche die humanistischen Autobiographien mit hoher Kreativität bearbeiteten und mit deren Hilfe sie sich bewusst von der Masse ihrer Zeitgenossen abgrenzten. Diese ‚kreative Knetmasse‘ bewirkte zugleich, dass sich die personale Identität der humanistischen Autobiographen so komplex, anspruchsvoll und variabel gestaltet. In der autobiographischen Schreibpraxis standen den humanistischen Autoren ganze Arsenale personaler Identitätszuordnungen zur Verfügung: die gesamte überlieferte lateinische, später auch die griechische Literatur der Antike mit einer großen Vielfalt an Autoren, Textgattungen, philosophischen Systemen, Stilen, rhetorischen Darbietungsweisen usw. Namentlich die Historiographie, aber auch andere Gattungen, wie die Enzyklopädik, die Satire, das Epos und die Biographie überlieferten ganze Heerscharen moralisch und anderwärtig auswertbarer Exempel, die zur Konstituierung frühneuzeitlicher personaler Identitäten herangezogen wurden.

Wenn man das Konzept der personalen Identität auf Spätmittelalter und frühe Neuzeit anwendet, wäre es, denke ich, an sich durchaus legitim, von einer gewissen Stabilität auszugehen. Diese Annahme scheint angesichts der Tatsache gerechtfertigt, dass in dem Zeitraum vom 14.–16. Jahrhundert diverse Zugehörigkeiten die Existenz des Menschen nach innen und außen hin weitgehend festlegten. Eine Person gehörte in engem Verbund ihren Eltern, ihrer Familie, Sippe (Adels- oder Bürgergeschlecht) zu, und man identifizierte sich weiter mit seinem Bezirk, Wohnort/Stadt, Stand, seiner Berufsgruppe usw.; Stabilität scheint schon dadurch gewährleistet, dass diese Bindungen zur Starre tendierten. Wer in einem gewissen Stand geboren war, durfte im Allgemeinen davon ausgehen, dass er in diesem Stand erwachsen werden, altern, sterben würde. Die soziale Mobilität war, verglichen mit der Situation des 20. oder 21. Jahrhunderts, bekanntlich ansehnlich geringer.

Für die humanistische Autobiographik ist jedoch bezeichnend, dass diese herkömmlichen Identitätskomponenten häufig in den Hintergrund treten. Oft ‚vergesen‘ die Verfasser ihre Herkunft, Eltern, Familie oder sie konstruieren Ersatzabstammungen. Nicht selten werden die Eltern nicht einmal mit Namen genannt, geschweige denn, dass ihre Rolle im Hinblick auf Kindheit, Jugend und Ausbildung eingehend erörtert werden würde. Das gilt sowohl für Väter als auch für Mütter, für Mütter vielleicht a fortiori, insofern sie bei der geistigen Erziehung eine noch geringere Rolle spielten als die Väter. Petrarca etwa nennt in seiner «Epistola posteritati»

Petrarch's «Letter to Posterity». Hgg. von DEMS. u. a. Amsterdam/Atlanta, Georgia 1998 (DQR Studies in literature. Band 23), S. 243–281, hier S. 262. Dazu DERS.: Modelling the Humanist. Petrarch's «Letter to Posterity» and Boccaccio's Biography of the Poet Laureate. In: ebd., S. 10–49, mit Literaturangaben.

weder den Namen des Vaters noch der Mutter. Er sagt von ihnen nur so viel, dass es sich um ‚unbescholtene Leute‘ (*honesti parentes*) gehandelt habe, die ein bescheidenes Vermögen besaßen, welches jedoch stets mehr zur Neige ging.¹⁴ Der deutsche Humanist und Dichter Helius Eobanus Hessus thematisiert in seiner Autobiographie die Tatsache, dass er die Namen seiner Eltern verschweigt:

Frage nicht, was mein Familienwappen oder wer meine Eltern gewesen sind!

Sie waren beide arme, jedoch unbescholtene Leute.

Ich führe hier weder Adel noch Ahnherren noch Ahnentafeln auf.

Ach, möchte ich doch meiner Tugend wegen als edel gerühmt werden!

Quae mihi signa domus, qui sint, ne quaere, parentes.

Pauper uterque fuit, sed sine labe parens.

Non genus aut proavos numero, non stemmata avorum

Virtute o utinam nobilis esse ferar. (Z. 63–66)¹⁵

Der Familienname, den Eobanus hier verschweigt, war *Koch*.¹⁶ Die Familie Koch, Bauern, klammert Eoban aus seinem Identitätskonstrukt aus. Das gilt interessanterweise nicht nur für Humanisten von ausgesprochen niedriger Abstammung. Auch der Edelmann Jacopo de San Nazaro verschweigt die Namen seiner Eltern. Von der Mutter vermeldet er nur ein einziges Informationsbruchstück, in dem er sie als ‚Gebälerin‘ (*genitrix*) bezeichnet (Z. 17), wobei er ihren Namen verschweigt.¹⁷ Wenn die Väter von bestimmten humanistischen Autobiographen denn doch genannt werden, dann kommt ihnen meist nicht die Funktion einer Identifikationsperson zu, sondern eher eines Faktors, der der humanistischen Identität im Wege steht. Z. B. ist alles, was der süditalienische Humanist Campano, später Bischof von Teramo, in seiner ersten Autobiographie von seinem Vater Puccio de Teoli berichtet, dass dieser ihn zum Viehhirten machen wollte, wobei er die großen Talente, die in ihm schlummerten, verkannte.¹⁸ Wenn ihn die Götter Apoll und Pallas sowie seine beiden Onkels, die beide Kleriker waren, nicht von dem väterlichen Joch befreit hätten, wäre gewiss nichts aus ihm geworden. Ähnliches gilt für die Väter des Conrad Celtis, des Petrarca und sogar jenen des Enea Silvio Piccolomini, Silvio Postumo, der immerhin ein Edelmann war.

14 Petrarca: «Epistola Posteritati» 2 (wie Anm. 12): ‚*Honestis parentibus, Florentinis origine, fortuna mediocri et – ut verum fatear – ad inopiam vergente [...]*‘, S. 256.

15 Für den Text von «Eobanus Posteritati» siehe: Helius Eobanus Hessus: Dichtungen Lateinisch und Deutsch. Hg. und übers. von HARRY VREDEFELD, Bd. 3: Dichtungen der Jahre 1528–1537. Bern u. a. 1990 (Mittlere Deutsche Literatur in Neu- und Nachdrucken. Band 39), S. 476–483.

16 Zu Eobans Autobiographie (mit Literaturnachweisen) vgl. ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 429–449.

17 «Elegie» III,2; für Sannazaros Autobiographie vgl. ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 513–545; Edition und Übersetzung S. 514–517.

18 Für eine kritische Edition des lateinischen Textes dieser (ersten) Autobiographie Campanos siehe ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 230–234. Die negativen Bemerkungen über den Vater stehen in den Verszeilen 23–26.

Silvio Postumo, der sich letztlich ohne Erfolg abmühte, die Schar seiner 18 Kinder durchzufüttern, setzte – jedenfalls nach dem Lebensbericht des Enea Silvio – seinen Sohn ausschließlich als Viehhirten und Knecht in der Landwirtschaft ein.¹⁹ Erst im achtzehnten Lebensjahr gelang es dem Sohn, die bäurische Lebensweise abzuschütteln und endlich Latein zu lernen. Eine unglaubliche Energieleistung war erforderlich, um den gewaltigen Bildungsrückstand, den Vater Piccolomini verursacht hatte, aufzuholen. Merkwürdig bleibt dabei immerhin, dass Silvio Postumo, der ja ein gebildeter Mann war, dem Sohn nicht irgendwann die Grundzüge der lateinischen Sprache beigebracht haben soll.

Das ‚Vergessen‘ der Familienzugehörigkeit kommt sinnfällig auch dadurch zum Ausdruck, dass zahlreiche Humanisten einen neuen Namen annehmen. Dieser besitzt nicht nur als Autor- und Gelehrtenname, sondern auch darüber hinaus Gültigkeit. Niemand kannte Gerrit Gerritsz, ganz viele jedoch Desiderius Erasmus; Herr Koch gab sich in der Autobiographie und auch sonst den Namen Eobanus Hessus; Giovanni de Teoli war auch als Kleriker unter dem Namen Johannes Antonius Campanus bekannt; Konrad Bickel kannte niemand, jedoch Conradus Celtis galt als einer der berühmtesten Leute des deutschen Sprachraumes; Boccaccio hieß Johannes de Certaldo; Beat Bild Beatus Rhenanus; Hans Schmid wurde Johannes Fabricius; Herr de’ Sacchi Bartholomaeus Platina, Herr Jäger Joannes Crotus Rubeanus, Herr Molsheym Jacobus Mycillus usw. Sinn dieser neuen Identität war nicht nur, eine ‚niedrige‘ Abstammung zu verbergen. Auch humanistische Edelmänner gaben sich neue, lateinische Namen. Zum Beispiel taufte sich Jacopo de San Nazaro *Actius Sincerus*, ein Name, welcher noch mehr als ein Jahrhundert nach seinem Tod nicht nur in den Titeleien seiner Werke, sondern auch in (literatur)historischen Betrachtungen aufscheint. Es handelte sich tatsächlich um eine neue Identität, welche die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Humanisten und Gelehrten, der lateinischen *Respublica litteraria*, zum Ausdruck bringen sollte.

Zur Abschreibung herkömmlicher Identitäten in der humanistischen Autobiographie gehört, dass für die meisten Humanisten die ‚Muttersprache‘ kein Thema ist. Die Identifikationssprache ist Latein und diese wurde niemals von der Mutter, in einigen Fällen von den Vätern, meist jedoch von Dritten vermittelt. Da treten im ‚normalen Leben‘ die Lehrer auf den Plan. Dabei ergibt sich jedoch die Schwierigkeit, dass beileibe nicht alle Lehrer Zierden der humanistischen Wissenschaft waren und dass die Humanisten den Unterricht, den sie genossen, oft als rückständig, ja grob und barbarisch empfanden. Deshalb wurden oft auch die Lehrer verschwiegen oder abgeschrieben und präsentierten sich nicht wenige Humanisten im Grunde als Autodidakten. So verschweigt Petrarca in seiner «Epistola posteritati» den Namen seines Grammatiklehrers in Avignon und Carpentras, Convenevole da Prato, immerhin eines *poeta laureatus*, ebenso wie die seiner Lehrmeister an den berühmten Universitä-

¹⁹ Für Enea Silvios Autobiographie, die «Commentarii», ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 266–276, 300–329.

ten von Montpellier und Bologna; die Bedeutung des Unterrichts bei Convevole im Trivium stuft er als verschwindend gering ein: Der Leser sehe ja selbst ein, wie wenig er dort gelernt haben mag (Ep. Post. 13). Ebenso wenig nennt Enea Silvio in den «Commentarii» seine Lehrmeister an der Universität von Siena in der Grammatik, Rhetorik, Poetik und im Bürgerlichem Recht, und das, obwohl nach den langen Jahren einer erzwungenen bäurischen Existenz der Unterricht für ihn eine geradezu himmlische Erleuchtung gewesen sein muss. ‚Professoren‘ waren es, das ist alles, was wir erfahren («Commentarii», cap. 2). Giovanni Conversino nennt in seiner Autobiographie «Rationarium vite» zwar seinen Grammatiklehrer Filippino da Lugo mit Namen, jedoch von einer Identifikation mit demselben ist keine Rede (Kapitel V),²⁰ im Gegenteil von einem ausgesprochenen Hass, einem Hass, der so groß gewesen sei, dass der Schüler zweimal versucht habe, den Lehrer zu vergiften (Kapitel IX,1–2).²¹ Auch Erasmus nennt in seinen autobiographischen Abrissen seine Lehrer an den Schulen der Brüder des Gemeinen Lebens in Den Bosch und Deventer sowie an der Universität Paris nicht mit Namen. Es mag sein, dass auch er sie wegen der Schläge, die er wahrscheinlich von ihnen empfangen hatte, hasste; viel wichtiger war jedoch, dass er das Wissen, das sie ihm vermittelten, für seine Identität als Humanist für irrelevant hielt.

Ähnliches gilt für andere auf der Hand liegende Konstituenten personaler Identität: Geburtsorte, Orte der Kindheit, Wohnhäuser der Eltern usw. Auch diese werden in der humanistischen Autobiographik meist entweder ausgeklammert oder verschwiegen oder bis zur Unkenntlichkeit verformt. Petrarca ent-identifiziert sich mit seiner Geburtsstadt Arezzo, indem er sie sogleich als ‚Exil‘ abqualifiziert;²² Eobanus Hessus nennt seinen Geburtsort (Halgenhausen) nicht; stattdessen behauptet er, in der Stadt Frankenberg das Licht der Welt erblickt zu haben. Der Edelmann Jacopo Sannazaro verschweigt sowohl seinen Geburtsort, immerhin die berühmte Stadt Neapel, sowie das Wohnhaus seiner Kindheit, immerhin den ansehnlichen Stadtpalast seines Vaters Nicola de San Nazaro in Neapel.²³ Während Sannazaro tatsächlich den Hauptteil seiner Kindheit und Jugend in Neapel verbrachte, macht er in seiner Autobiographie den Leser glauben, dass er damals auf dem Land, in einem einsamen Tal mitten in den Bergen, weilte.²⁴ Dabei mag er den Landsitz der Familie der Mutter bei Santo Mango vor Augen gehabt haben, wobei jedoch wieder bezeichnend ist, dass er ihn in der Autobiographie nicht namentlich nennt.

²⁰ Giovanni Conversini da Ravenna: *Rationarium vite*. Introduzione, edizione, note a cura di VITTORE NASON. Florenz 1986 (Accademia Toscana di Scienze e Lettere «La Colombaria», Studii. Band 79), S. 68–73.

²¹ Conversini: «*Rationarium vite*» (wie Anm. 20), S. 73.

²² Petrarca: «*Epistola Posteritati*» 2 (wie Anm. 13), S. 257.

²³ Sannazaro: «*Elegie*» III,2 (wie Anm. 17).

²⁴ ENENKEL: *Erfindung* (wie Anm. 4), S. 513–519.

Aus den Analysen der Autobiographik des Erasmus und des Lipsius ging hervor, dass sich der Begriff einer festen Identität mit den dort feststellbaren Selbstkonstituierungsprozessen grundsätzlich nicht verträgt.²⁵ Es gibt dort kaum noch etwas Greifbar-Konsistentes mehr. Während beide Autoren vorgeblich Daten und Ereignisse ihres Lebens belegen, sind ihre Beweise und Argumente doch ausschließlich von den jeweiligen persuasiven Ad-hoc-Zielsetzungen eingegeben. Die Selbstkonstituierungen passen sich diesen Zielsetzungen jeweils chamäleonisch an. Lipsius hat sogar eine genuine Ästhetik eines Phänomens entwickelt, das ich als „chamäleonische Autobiographik“²⁶ bezeichnet habe. Den ‚guten‘, weil überzeugenden Farbwechsel wendet Lipsius bemerkenswerterweise selbst dort, wo keine unmittelbare rhetorische oder sachliche Notwendigkeit vorliegt, als primäre autobiographische Darstellungsstrategie auf geradezu lustvolle Weise an.

Die Strategien humanistischer Identitätskonstituierung liefen vielfach über andere Schienen als die der herkömmlichen Identitätskonstituenten. Entscheidend waren die lateinische Sprache, die verschiedenen Diskurse der lateinischen Literatur, Wissenschaft und Bildung, die diversen Gattungen der antiken Literatur, die antiken Autoren, die Materialbausteine der antiken Überlieferung, die von der Historiographie tradierten antiken Exempel usw. Die neue Identität, die Petrarca für sich konstruiert, war die eines antiken, lateinischen Autors nach den Vorbildern v. a. des Cicero, Vergil, Horaz, Valerius Maximus, Livius und Augustinus. Hinzu kam die Identität als gekrönter lateinischer Dichter (*poeta laureatus*) nach dem Vorbild des Statius. Dazu gehörte auch ein neuer, antiker Name: Statt des Patronymicums *di Petraccho* gab er sich den antikisierenden Namen *Petrarca*, zusammengesetzt aus *petrus* („Fels“) und *arca* („Ursprung“), etwa: „der Felsgeborene“. Damit verband er eine lokale Identität mit seinem Haus in der Vaucluse in der Nähe der Felsenwand, aus der der Fluss Sorgue entsprang. Die Vaucluse war sein idealer Dichterort, *locus amoenus* und Klausur zugleich, der selbst ‚erfundene‘ Standort seiner *vita solitaria*.²⁷

Bezeichnend scheint mir zu sein, dass es sich bei dem Konstrukt um eine sehr komplexe und vielgestaltige Identität handelte. Petrarca identifizierte sich nicht mit einem einzigen antiken Autor, sondern mit mehreren zugleich. Er betrachtete sich nicht nur als neuer Vergil, sondern auch als neuer Cicero, neuer Horaz, neuer Valerius Maximus, Livius, Augustinus usw. Diese neuen Identitäten trug er in mehrfacher Hinsicht mit sich herum: Als Schriftsteller, Gelehrter, Leser, Mensch und gläubiger Christ. Sie waren nicht nur in seinem Denken und Gedächtnis, sondern auch leibhaftig anwesend, in Gestalt von Handschriften, die er ständig bei sich hatte; insofern

²⁵ ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 467–512, 777–822.

²⁶ ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), S. 827.

²⁷ Vgl. zur Thematik Francesco Petrarca: *De vita solitaria*. Buch 1. Kritische Textausgabe und ideengeschichtlicher Kommentar. Hg. von KARL ENENKEL. Leiden u. a. 1990 (Leidse romanistische reeks van de Rijksuniversiteit te Leiden/Publications romanes de l'Université de Leyde. Band 24).

es sich um kleinformatige Handschriften handelte, nahm er sie auch auf seinen Spaziergängen und Reisen als ständige Weggefährten mit. Er benutzte sie dann in seinen inneren Dialogen als Ansprechpartner. Seine Werke entwickelte er sozusagen aus ihnen. Als Autor des Epos «Africa» und des «Bucolicum Carmen» identifizierte er sich mit Vergil; als Autor seiner lateinischen Prosabriefe – übrigens eine sehr originelle Leistung – mit Cicero; als Autor seiner Exempelsammlung «Rerum memorandarum libri» mit Valerius Maximus; als Autor von «De viris illustribus» mit Livius; als Autor der metrischen Briefe mit Horaz; als Autor seines Dialogs «Secretum» mit Augustinus und Boethius. Die Vielgestaltigkeit der Identitätskonstituierungen bedingt, dass man nicht von einer einfachen, festen Identität reden kann.

Wer war Petrarca? Petrarca war jeder dieser Autoren, manchmal einer, manchmal mehrere zugleich; seine Identität richtete sich nach dem Werk, mit welchem er sich jeweils beschäftigte; an dem einen Tag war er mehr Horaz, an dem anderen mehr Vergil, an einem weiteren mehr Cicero. Zusätzlich verlieh er sich die Namen *Silvius* und *Silvanus*, etwa ‚Waldmann‘, und *Solitarius*, etwa der ‚Einsame‘, im Hinblick auf die von ihm bevorzugte Lebensweise der *vita contemplativa*,²⁸ als Autor bukolischer Gedichte, als Bewohner der Vaucluse, jedoch auch als Verfasser metrischer Briefe, philosophischer Werke und Kommentator antiker Texte. Ein weiterer Identifikationsfaktor war seine Geliebte Laura, die er mit seiner Dichterschaft und dem Dichterort Vaucluse sowie mit dem Dichterlorbeer identifizierte, den er 1341 erhalten hatte; sinnstiftend pflanzte er im Garten seines Hauses in der Vaucluse Lorbeerbäume. Diese Identitätskonstituenten trug er über viele Jahre in wechselnder Zusammenstellung mit sich herum. Mit Hilfe der fiktiven Dialogperson Augustinus nahm er zudem einen krassen Identitätswechsel vor: Von dem antikisierenden Dichtertum der Marke Vergil, der Lyrik zum Lobe der Madonna Laura und der antiken Historiographie will er sich distanzieren und sich stattdessen der Moralphilosophie nach dem Vorbild des Cicero und Seneca und dem Studium der Bibel hingewendet haben. Diverse moderne Gelehrte sind Petrarca's Geheimautobiographie «Secretum» auf den Leim gegangen, indem sie sie als einschneidende spirituelle *conversio* bewerteten.²⁹ Das Wesentliche ist jedoch eine neue Konstruktion und Legitimierung seiner Autorschaft, die selbstverständlich alles andere als geheim bleiben sollte.³⁰

In diesem Zusammenhang drängt sich die grundlegende Frage auf, was diese verschiedenartigen Identitätskonstituierungen, verbunden mit diversen Diskurseinschreibungen, leisten. Es handelt sich dabei – mit ganz unterschiedlichen Strategien – jeweils um die Durchsetzung diverser Autorschaftsansprüche. Die Verfasser stellten sich damit Bescheinigungen zur Teilnahmeberechtigung am literarischen Prozess bzw. Zugangspässe zur *Respublica litteraria* aus. Bei Petrarca etwa dient die

²⁸ Petrarca: «De vita solitaria» (wie Anm. 27), S. 216, 252, 325, 418, 535, 542, 553.

²⁹ Z. B. HANS BARON: Petrarch's «Secretum». Its Making and Meaning. Cambridge, Massachusetts 1985 (Medieval Academy Books. Band 94).

³⁰ ENENKEL: Erfindung (wie Anm. 4), Kap. V, S. 127–145.

Identifizierung mit den antiken Autoren dazu, die Autorschaft seiner diversen, zum Teil sehr originellen Werke glaubwürdig und akzeptabel zu gestalten. Gleiches gilt für die neuen lateinischen Namen, die Identifizierung mit dem Dichterort, den *poeta-laureatus*-Titel, die Identifizierung mit Madonna Laura usw. Wenn sich Giannantonio Campano mit seiner ersten Autobiographie in den Diskurs von Ovids Dichterautobiographie «Tristia» IV,10 einschreibt, autorisiert er sich sowohl als lateinischer elegischer Dichter als auch als Verfasser einer Dichterautobiographie. Ähnliches gilt mutatis mutandis für Marules' Dichterautobiographie. Indem er sich als im Exil lebender, aus seiner Vaterstadt Vertriebener darstellt, der am Schwarzen Meer unter einem Tyrannen des Ostens darbe, schreibt er sich in den Diskurs von Ovids Dichterautobiographie «Tristia» IV,10 ein. Er legitimiert sich damit als lateinischer Dichter, was gerade für einen Fremdling griechischer Abstammung wichtig ist. Dadurch, dass er seine biographischen Daten verfälscht, erwirbt er sich Akzeptanz in einem Umfeld, das die griechischen Flüchtlinge gemeinhin als feige Parvenüs ent-autorisierte. Die merkwürdige Selbstdarstellung von Joannes Fabricius in seiner metrischen Autobiographie erklärt sich von einer gleichläufigen Funktion her. Sie sollte als legitimierender Text für seine gesammelten Gedichte («Poemata») dienen. Der Theologe und Pfarrer autorisiert sich durch das seltsame Identitätskonstrukt als lateinischer Dichter. Dies versucht er damit zu erreichen, dass er sich als neuen Ovid darstellt. In der metrischen Autobiographie wird Schmid zu Ovid. Deswegen darbt Schmid wie Ovid in der Ferne, im Exil; ist Schmid, wie Ovid, einsam, isoliert und verzweifelt, wird Schmid von niemandem unterstützt, bleibt hoffnungslos sich selbst überlassen, obwohl sich die Schweizer so rührend um ihn kümmerten. Wie Ovid attestiert sich Schmid einen verwirrten und desolaten Seelenzustand, welcher ihm (scheinbar) das Wort entzieht. Auch Ovid behauptet ja, dass er, umgeben von Barbaren, das Dichten verlernt hätte, natürlich wohlgerne im Gedicht. Indem sich Giovanni Conversino in den Beichtdiskurs von Augustinus' «Confessiones» einschreibt, legitimiert er sich sowohl als autobiographischen als auch als humanistischen Autor; die *conversio* Augustins zum Christentum transformiert er dabei in eine stetige Hinwendung zur humanistischen Lebensweise und zur Moralphilosophie. Demselben Zweck dient, dass er sich mit dem Philosophen Seneca und mit Petrarca, dem Autor des Traktates «De vita solitaria», dem Humanisten, der sich in der Klausur aufhielt, identifiziert.

Weiter dienen die Diskurseinschreibungen der prinzipiellen Regulierung der Rezeptions- und Interpretationsprozesse. Die Einschreibungen mit ihren Identitätskonstituierungen bilden damit die eigenzeitliche Verständnisgrundlage dieser Texte, die *condicio sine qua non* der literarischen Kommunikation und ihre relevante Erkenntnisstruktur. Dabei entfalten sie einen starken ‚Beglaubigungseffekt‘, der sich auf die verschiedensten Bereiche erstreckt. Die Diskurseinschreibungen vermögen ‚Fakten‘, Bilder, Zusammenhänge und Interpretationen zu beglaubigen. Ihre grundlegende Beglaubigungswirkung beruht auf der Tatsache, dass sie den Leser zu Bekanntem hinleiten, einen Rezeptionsprozess initiieren, der bereits Eingetübtes aus dem Langzeitgedächtnis abrufen und zu einem Erkenntnisprozess führt, bei dem wesent-

lich die Erinnerungsstruktur des Lesers angesprochen und manipuliert wird. Die Erinnerungsstruktur der frühneuzeitlichen *Respublica litteraria* war von der Tatsache gekennzeichnet, dass ihre Teilnehmer die antike Literatur, vor allem die lateinische, in einem Umfang und mit einer Festigkeit in ihrem Gedächtnis gespeichert hatten, welche heute kaum noch nachvollzogen werden können. Es ist diese Tatsache, welche sich die Verfasser der Autobiographien zunutze machten und welche den autobiographischen Darstellungsprozess wesentlich steuert. Die neulateinischen Autobiographien stellten ihr Leben dergestalt dar, dass es die Leser aus dem Gedächtnisvorrat der antiken lateinischen Literatur abrufen konnten. Mit anderen Worten: Sie fordern die Leserschaft auf, ihre jeweiligen Autobiographien aus der Erinnerung an die – eo ipso autoritative – antike Literatur heraus zu lesen, der man einen Wahrheitsgehalt zuschrieb, der den der empirischen Wahrnehmung weit überstieg. Die Einbindung der Vita in die antike Literatur autorisierte und bestätigte, während der empirischen Wahrnehmung das Odium der Hinfälligkeit alles Sinnlichen anhaftete. Es ist dieses umfängliche und mit großer Hingabe verinnerlichte Wissen, das in der humanistischen Autobiographik die Grundlage der Konstruktion personaler Identitäten bildet.